

Wolfgang Kubin

Und mit Rädern unten dran

Wolfgang Kubin

Und mit Rädern unten dran

Mein Leben im Abriss

Band 3
Die Berliner Jahre 1977 – 1985

BACOPA VERLAG

Alle Rechte, insbesondere die des Nachdrucks, der Übersetzung, des Vortrags, der Radio- und Fernsehsendung und der Verfilmung sowie jeder Art der photomechanischen Wiedergabe, der Telefonübertragung und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen und Verwendung in Computerprogrammen, auch auszugsweise, vorbehalten.

© 2023 BACOPA VERLAG
4521 Schiedlberg/Austria
Telefon: +43(0)7251-22235
E-Mail: office@bacopa.at, verlag@bacopa.at
www.bacopa-verlag.at

Titelphoto © by Isolde Ohlbaum

Layout und Satz: Felicitas Hübner
Printed in the European Union

ISBN 978-3-99114-039-9

1. Auflage 2023

Inhalt

Vorspann	7
Räume	11
Tode und Geburten	23
Nach Kreuzberg, nach Dahlem. Und nie mehr zurück?	31
Der Mehringplatz	44
Das Ostasiatische Seminar	74
Konferenzen, Reisen, Begegnungen	92
Photogalerie und Briefe	97
Himmlische Wesen	143
Kinder und mehr	156
Das Schreiben und das Lesen, das Übersetzen und die Verlage	164
Nachschlag	200
Danksagung	205
Der Autor	206
Bildnachweis:	206

Vorspann

Man mag es abenteuerlich finden, wenn jemand in meiner Jugend eine Autobiographie nicht auf einen einzigen Band von vielleicht tausend Seiten anlegt, sondern ihn in vier oder gar fünf Bände aufteilt. Doch wer weiß, ob ich morgen noch lebe, bevor ich die letzte Seite beendet habe? 999 Seiten wären umsonst niedergelegt. Es gäbe keine letzte Fassung, keine letzte Durchsicht vor der endgültigen Drucklegung. Das Manuskript würde verstauben, vielleicht noch von meinem Totenbett aus ins Archiv der Oklahoma University in Norman wandern. Nach hundert Jahren kämen Pilgerschaften aus China und gar aus deutschen Landen ins dortige Zentrum für die Übersetzung. Sie würden alte handgeschriebene Briefe aufstöbern und fragen, was diese mit meiner Tätigkeit als Übersetzer zu tun haben. Nun, solche Geheimnisse lüfte ich nicht, gebe lieber auf andere Art und Weise Auskunft.

Zum einen: Wenn ich die tausend Seiten Rückblick in Portionen aufteile – und das mache ich ja –, dann gelangt wenigstens ein Teil von mir zur Nachwelt, und der Dinkelsbühler Clan wird es zufrieden sein, denn er hat ja bereits seit Jahren gebettelt, ich möge doch die Geschichte der Sippe Kubin zumindest nach 1945 schreiben. So sind bereits zwei Häppchen fertig geworden. Die ersten beiden Bände waren nicht die schwierigsten, denn sie handelten ja fast nur von Toten oder Kranken. Diese können keinen Widerspruch einlegen, zumal sie meist kinderlos gestorben sind. Andere legen Steine auf deren Grab und stimmen die Klage an. Ich habe sie an anderer Stelle »die Verschollenen« genannt, sie gingen alle vor der Zeit aus der Zeit, damit die Älteren ihnen leichter folgen mögen. Sie würden an den Gelben Quellen auf junge Menschen treffen, denen sie von ihren Jugendträumen berichten dürfen.

Wenn das denn so ist, daß Häppchen über die Zeit vorgelegt werden, so fühlen wir uns an Laurence Sterne erinnert, der in seinem Roman *Tristram Shandy* ironisch anmerkte, das Beschreiben

eines einzigen Tages verlängere die unbeschriebenen Stunden eines ganzen Jahres, so daß man »dreihundertvierundsechzigmal schneller zu leben als zu schreiben habe«, mit der Folge, daß jemand wie ich »mit jedem Schreiben mehr zu schreiben hat«. Dementsprechend verkürzten sich mir die vorgenommenen Jahrzehnte auf wenige Jahre. Und so eilte ich von Häppchen zu Häppchen, ohne ordentlich zu ermüden. Zum Vorteil zumindest für mich, denn so blieb alles zu bedenken. Hoffentlich ebenfalls zum Gewinn der Leserschaft, die um gehörige Geduld gebeten ist.

Von den frühen Schönen und somit Gefährdeten scheint nur eine verblieben zu sein, die nach gut dreißig Jahren zurückfand zu ihrer und zu meiner verbürgten Welt. Bald sind es fünfzig Jahre, daß der Gedichtband *Abgründige Erleuchtung* in Peking einen Abschluß fand. Die dort verewigte Malerin verzeiht mir heute die Müdigkeit, die ich ihr zugemutet habe. Doch ihre dunkle Erschöpfung von damals nach dem Besuch des Kirschblütentales ist ihrer hellen Begeisterung gewichen: Nun erinnert sie sich dank der damaligen Verse an herbstliche Persimonen, die sie freundlich in den kaiserlichen Pflaumengarten der Epoche namens Qianlong verwiesen hat. So fand sie zu ihrem einst himmlischen Leben aus den zeitweisen irdischen Kellern an ihrem liebsten See heraus und schließlich zu ihrer gelungenen Figur Prinz Käsehoch, die täglich hundert Büchsen Bier und tausend Zigaretten eines verschollenen Pädagogen hinterher zu schauen hatte, so daß wir nur noch abwandelnd nachrufen können: Erziehung dem Erzieher.

Bruder Matthias, der nachsichtig meine Manuskripte auf sachliche Fehler befragt, meinte ängstlich, ob ich nicht eines Tages Klagen vor Gericht zu befürchten habe. Tote beschweren sich nicht, Lebende? Ich habe nichts Böses geschrieben. Ich weiß, daß sich Bosheit nicht gehört, obwohl zu keinem Vorteil für die Leserschaft, denn manche Episode muß durch willentliche Auslassung unverständlich erscheinen. Doch wie in einem Roman hat die Figur einer Lebensbeschreibung ebenfalls unvollständig zu bleiben. Trotz aller Eitelkeit und trotz allen Narzissmus – beides wird mir immer wieder

von Freunden bescheinigt – stelle ich mich selber bislang nicht positiv dar, sondern eher als einen Gebrochenen. Mein Glaube an die Vernunft des Menschen ist zerstoßen. Ich schreibe dies im maskenfremen Shantou und denke an die tobende Meute daheim, die ansteckungsbereit ihr Ich pflegt. Deutschland verrecke, habe ich zur Genüge in Berlin gehört. Der andere Teil der Stadt sprach derweil von »Auferstanden aus Ruinen« und ging unter. Er betrügt sich heute noch, selbst wenn beide Teile auf ihre Weise irgendwie recht hatten.

Irgendwie ähnlich steht es mit der teuren Freundin aus frühen Pekinger Zeiten: In ihrem schönen Alter ist sie auferstanden. Daß sie ihre Kümernisse, tiefer als die meinen, gemeistert hat, verdankt sie ihrer Kunst, der Malerei, der Illustration, ihren Kinderbüchern. Eine höhere Kraft – vielleicht besagter Zwerg – wird sie beflügelt haben, um ihre abgründigen Erleuchtungen überstehen zu können. Daniels Engel dürfte ihr ebenso geholfen haben, er ist sicherlich einmal aus Rembrandts Bild in ihren Keller herabgestiegen und hat sie gebeten: Do not go gentle into the night. Am Tor der Erinnerung erwarten dich Kaki-Früchte. Du hast einst mit dem Schlafenden Buddha unter ihnen gesessen und zu ihnen aufgeschaut, bis sie in deinen Schoß fielen, diese Götterfrüchte.

Wolfgang Kubin
Shantou, den 8. März 2023

Räume

Es mag seltsam erscheinen, Räume zu beschreiben, die einmal Lebensräume waren, Räume, in denen man nicht selten mehr schlecht als recht lebte. Ich bin im ersten Band keinem von ihnen etwas schuldig geblieben, sie könnten wieder bewohnt werden, wenn man in sie hineinfände. Doch zur Kalandgasse 2 wird nach über fünfzig Jahren nur noch der Erinnerung Zugang gewährt. Sie ist heute Archiv für Archivare. Wir bleiben draußen vor der Tür, an deren singenden Klang wir uns noch freundlich erinnern.

Ein Raum scheint wie ein Stück Kleidung, welches man sich launig überwirft, etwas mit vielen Taschen, die ihre kleinen Geheimnisse bewahren und mit ihren Benutzern ausziehen, umziehen, weiterziehen, manches bleibt unwillig zurück, und wenn es nur eine Radioantenne war wie in der Kerßenbrockstraße von Münster. Hier empfang ich täglich Musik und Nachrichten. Das zugehörige Gerät hat tatsächlich noch den Umzug erst in die Südstadt von Bonn und schließlich nach Holzlar geschafft. Mit bald fünf Jahrzehnten ist es gealtert wie ein Mensch und immer noch versieht es treu seine Dienste.

Wir reden von Wohnräumen, Klassenräumen, Zwischenräumen, Werkräumen, Aufenthaltsräumen oder auch von Schlafzimmern, Turnzimmern, Eßzimmern, Badezimmern, Empfangszimmern und Geschäftszimmern. Ohne diese mögen wir uns unsere Existenz nicht vorstellen. Als wenn da nicht noch etwas anderes wäre. Gleichwohl: Die wichtigste Räumlichkeit war für mich immer die Küche, die große Küche. Anders als die Waschküche diente sie auch dem Aufenthalt. Ob Wartenburgstraße, Goethestraße, Kerßenbrockstraße oder Bahnhofstraße, zwischen Herd und Tisch fand jede Tragödie, jedes Gespräch, jede Schreiarbeit statt. Gab es Unterschiede? Das Personal war für das tägliche Theater stets anders besetzt, das ähnliche Inventar hielt geduldig aus. Am Ende stand oft eine Trennung, als hielte das Leben noch viele neue Begegnungen bereit.

In der Küche der Goethestraße von Rheine saß ich gern am Fenster, weil mein Blick dem weiten Garten genehm war. Über dem saftigen Rasen strotzen sommers und herbstlich die Obstbäume vor praller Frucht. Erst die Pflaumen, dann die Äpfel. Letztere, weil sie übermütig taten, wurden im Keller eingelagert, sie schrumpelten erst im neuen Jahr. Ich half bis zuletzt bei der Ernte. Bienen und Maden ohne Zahl waren ebenfalls bereitwillige Helfer. Der Pflaumenbaum wurde schließlich gefällt, weil er zu ertragreich war. Vielleicht fielen seine Früchte auch in Nachbars Garten, wo noch eher das Getier sein Vergnügen an den verwesenden Produkten fand. Die Äpfel im Gras waren nicht weniger fleißig, sich den Insekten zum Fraß anzubieten, doch einmal von Hand gepflückt, gefiel ihnen ihre verlängerte Existenz im tiefen Gewölbe, wo Ina einst einen Partyraum eingerichtet hatte. Das machte man gern in den 60ern, traf aber auf Mutters Vorbehalte. Später spielte ich dort mit den Kindern Schlabberzunge. Wer beim Fangspiel gegriffen wurde, hatte es sich gefallen zu lassen, abgeleckt zu werden. Natürlich nur in der Vorstellung. Die Umsetzung der Strafe wurde angedeutet, aber niemals vollstreckt. Trotzdem entzogen sich Anna und Sonja aus Berlin gern angeekelt dem drohenden Verfahren.

Die Küche in der Goethestraße führte über eine Stufe in den Garten hinab, so daß sie und ihr offener Vorbau mit den Bänken und Stühlen zum beliebten Treffpunkt der Nachbarschaft wurden. Täglich schaute Tante Mia vorbei. Ich nannte sie Tante Mia Rosenschwänzchen. Sie hieß mit Familiennamen eigentlich Rosenkranz. Ihr Mann starb lange vor ihr, die sprachbegabte Tochter schied in Frankreich freiwillig aus dem Leben, einer der Enkel hatte Drogenprobleme und kam bei ihr in Rheine um Geld betteln. Das Rosenschwänzchen holte sich täglich seinen Trost im alltäglichen Geplauder mit der Nachbarschaft. Das reichte bis zum späten Tod. Ihr Sohn, den sie Männli nannte, wird sie wohl auf dem Wietesch begraben haben.

Der schwarze Küchentisch von Tante Mia sollte mich ein Leben lang begleiten, erst in die Wartenburgstraße von Kreuzberg, zu guter

Letzt in die Wiesen von Holzlar. Hier dient er nach einem halben Jahrhundert Wanderschaft weiter als Schreibtischersatz im Studio unter dem Dach. Wahrscheinlich von Hand gearbeitet, macht ihn sein echtes Holz urgemütlich. Die Farbe ist nie verblaßt. Ein Mene-tekkel für die schwarzen Stunden? Wohl eher nicht! Wenn ich an das Haus in der Goethestraße 23 denke, welches Ina wegen drohender Baufälligkeit vor Jahren verkauft hat, obwohl sie dorthin immer wieder hat zurückziehen wollen, wenn ich also dankbar meine dortige Vergangenheit bedenke, so fällt mir neben den Menschen der Flieder ein. Seine weiße Farbe und sein Duft an der Haustür ziehen mich immer noch an, wenn ich auf dem Weg zum Friedhof des Wietesch an der alten Fassade vorbeikomme.

Natürlich sind da noch andere letzte Bilder: Tante Ella schlafend vor dem Fernseher bei einem Glas Kellergeister oder bei einem Gläschen Eierlikör, ehe sie ins Altenheim an der Münsterkirche wechselte. Ich besuchte sie dort mehrfach, sie erkannte mich, auch wenn sie manche Verabredung, am Telefon getätigt, vergessen hatte. Ich sah sie das letzte Mal im Kreis älterer Damen am Kaffeetisch, als warte das Leben noch auf sie. Tante Hilla war lange vor ihr gegangen, vor ihr, die ein schwaches Herz hatte und entsprechend in der Küche Tag für Tag Tabletten zu sich nahm. Sie war eine gute, ruhige Frau. Sie ertrug meinen Schabernack, besonders den über den Schweinekoben. Da lag sie mit oder ohne ihre Schwester manchmal in der Sonne. Vor 1945 wurde hier ein Schwein gehalten. Das stand dann mitunter auf der Straße und verriet seine Halter. Es konnte dann Ärger mit der Obrigkeit geben, der eine private Tiernutzung nicht genehm war. Doch anscheinend hielt die Nachbarschaft zusammen.

Der Schweinekoben war ein Verweis auf eine andere Welt, an die ich nicht zu rühren wagte. Die Geschichte des Dritten Reiches blieb abstrakt. Sie verstaubte in den Schulbüchern. Außerdem war der katholische Glaube der beiden Schwestern stärker als ihr politisches Interesse. Aus chinesischer Sicht würde man sagen, sie waren Leftover Women (*shengnü*). Keine schöne Bezeichnung, auch im

Englischen nicht. Doch sie hatten sicherlich anderes im Sinn, sie lebten ihr eigenes Leben. Immer am selben Ort mit einer Garage und einem weißen Volkswagen. Sie waren selbständig bis ins Rentenalter.

In jedem Leben gibt es letzte Bilder: das Hausschwein auf der Straße, ein Kleinkind dort, ein Rad in der Goethestraße. Tante Mia stand in der Tür und berichtete aufgeregt, Simon, noch im Babyalter, stünde allein draußen, mitten auf der Straße. Kein Auto fuhr ihn an. Ein Gehirnschlag erst bescherte ihm später ein junges Ende. Sein Fahrrad dreht sich mit den Speichen heute noch in meiner Erinnerung. Ich war einmal mehr – im Oktober 1983 – nach China aufgebrochen. Ich nahm den Weg von der Goethestraße aus. Simon muß über den Garten in die Küche geeilt sein, während ich über die Steintreppe zur Straße ging. Er hatte seine Fietse, wie man in der Gegend sagte, am Vorgarten liegen gelassen, ich ging zum Bahnhof. An der nächsten Kreuzung drehte ich mich noch einmal um. Es war wohl der vordere Reifen, welcher sich im morgendlichen Luftzug verlangsamte. Dies war mein letztes Bild von ihm und seinem guten Leben.

Ich traf unterwegs in Bochum noch Helmut Martin, der Jahre später wegen Depressionen aus dem Fenster eines Krankenhauses sprang. Angeblich meinetwegen. Ich hatte ihm die Härte bewiesen, die er anderen anriet. Entweder Top oder Flop war sein Leitspruch. Er fühlte sich plötzlich unterlegen, obwohl er es niemals war. Ich habe ihn immer bewundert. Ein gutaussehender Mann. Chinesisch, in Taipeh erlernt, perfekt. Herzlich oft, wenn auch hie und da verbissen. Er war ein großer Förderer der akademischen Jugend. Ich wäre ohne ihn in meinem möglichen Erfolg kaum vorstellbar. Ich bin ihm sehr dankbar, denn seine Schwächen und meine Schwächen stellten sich als dieselben heraus. Als ich im August 1985 an die Universität Bonn berufen wurde, sagte ich zu meinem einstigen Schüler Raoul Findeisen einen Satz, den ich heute sehr bereue: Jetzt werde ich die (deutsche) Sinologie an die Wand heften. Helmut Martin wanderte, einmal ähnlich denkend, in die Depression ab,

ich habe mich aus meinem einstigen Hochmut hoffentlich erfolgreich davongestohlen.

Wie komme ich von der Goethestraße auf die Sinologie? Und berühre Themen wie Tante Ella, das Rad von Simon, mein Aufbruch zu den schönsten Verfolgungsjagden meines Lebens? Mache ich Spaß? In meiner Kindheit habe ich, warum auch immer, nur eines gelernt: Außer dem Tod gibt es lediglich den Tod. Ich lebe auf den Tod hin und aus dem Tod heraus. Wenn auch meine deutsche Schwiegermutter an ihrem 92. Geburtstag weinte, Tante Ella vergoß keine Träne, meine chinesischen Schwiegereltern sahen Gevatter Tod gelassen entgegen.

Simon starb mit neun, Helmut Martin mit nicht einmal sechzig, Tante Ella wurde sehr alt. Weder Simon Alexander Kubin noch Helmut Martin kamen in ein Altersheim. Und ich? Werde auch ich – dereinst geistig gleichsam abwesend – in einer Bleibe für Betagte meine letzten Tage aushauchen? Wohl kaum. Täglich roher Knoblauch, täglich roher Ingwer, täglich hitziger Sport. 92 oder 102 ist hier die Frage. Josef Pieper verließ das Katheder, als er »noch im Saft stand«, wie er sagte, Hans Georg Gadamer traf bis zu guter Letzt seine Studenten in einem Café! Und ich werde sie alle überleben? Was schenkt mir die Gewißheit, wo andere vor mir gehen? In aller Eile? Als gäbe es nichts anderes als diesen Gevatter Herrlichkeit? Dieser Tage – das Mitherbstfest hat gerade seine restlichen Mondkuchen eingesammelt – erreichen mich zwei Nachrichten unmittelbar nacheinander: Uta Ettl hat sich in der Provence ihrem Krebsleiden mit vielleicht siebzig Jahren natürlich und vergnügt ergeben, denn sie schaute mit ihrem Partner Michael Nerlich, wie sie eine Stunde vor ihrem letzten Atemzug gestand, auf ein schönes Leben zurück. Und die Kleine An, die sich noch im April 2021 an der Universität Shantou von mir hatte zur Frau Magistra küren lassen, erlag mit vielleicht vierundzwanzig Jahren einem Tumor. Ihr blieb keine Zeit, weder für eine Ehe noch für einen Beruf. Da vom Lande, erwartet sie die Erd- statt der Feuerbestattung. Ein schönes Nachleben statt eines erfüllten Lebens?

Simon gedenkt meiner seit bald vierzig Jahren, Mutter und Großmutter hoffen ebenso auf mich seit 1977. Die Reise nach Berlin, der anstehende Umzug, sie waren eine Todesfahrt? Es traf sich, wie es sich traf. Vieles fand seinen Abschluß, unverhofft. Wir müssen auf der Goethestraße nicht mehr verweilen und die Räume beschreiben, wo Simon und Anna tobten, von meinem massiven Schreibtisch, Raumfresser genannt, in die Tiefe des Bettes sprangen. Ich bereitete da meinen Vortrag für Berlin vor, für die Freie Universität Berlin. Ich zog mir beim samstäglichem Fußball eine Verletzung zu. Das war hinter der Häuserreihe der Salzbergener Straße, wo sich eine Wiese befand. Sie diente uns als Bolzplatz, da das Emslandstadion ab 1976 immer weniger offenstand. Hier entschied sich mein Schicksal. Ich erlitt einen Preßschlag. Ich wurde zur Anhörung in Dahlem erwartet. Ich reiste eine Woche später mit Gipsbein an. Eigentlich hielt ich die Verletzung für ein Zeichen des Himmels. Alle sollten mich vor der Roten Uni warnen. Ich würde dort mein Leben freiwillig ruinieren, ruinieren lassen. Ich brach dennoch auf und sprach über Lu Xun. Damit traf ich den Nerv der Zeit. Die Kulturrevolution war zwar gerade zu einem Abschluß gekommen, aber der Vater der modernen chinesischen Literatur hatte noch nicht an Interesse eingebüßt. Das sollte erst gut zehn Jahre später der Fall sein und bis heute anhalten, sehr zu meinem Verdruß.

Entweder Ingo Schäfer von der Universität Köln oder ich sollten die ausgeschriebene Assistentenstelle für chinesische Literatur und Kunst im 20. Jahrhundert für sechs Jahre antreten. Die Entscheidung fiel zu meinen Gunsten aus. Aber Ingo und ich blieben einander bis zu seinem Tod verbunden – wenn auch einseitig. Er war ein überragender Übersetzer. Ich vermittelte ihn an den Suhrkamp Verlag. Er war ein treuer Wissenschaftler. Ich publizierte seine Aufsätze, schrieb Gutachten. Doch er erschien nie bei einer literarischen Veranstaltung, die ich in Berlin organisierte. Er war inzwischen vor Ort am Seminar, ich reiste mittlerweile aus Bonn an. Er hatte viel für die moderne und gegenwärtige Literatur getan, schien aber das Interesse an noch lebenden chinesischen Autoren verloren zu haben.

Ich war zunächst überrascht, später sehr traurig. Danach sollte es mir ähnlich an der kalten Universität Köln ergehen. Zu Lesungen, ob im dortigen Seminar oder im Ostasiatischen Museum, bequeme sich nicht einmal der dortige Fachmann.

Ich fuhr damals mit dem Gipsbein zum ersten Mal nach West-Berlin und damit zum ersten Mal mit dem Zug durch die damalige DDR. Es wurde über Nacht ein herbstlicher Sonntag. Mir gefiel im Morgengrauen die flache, oftmals armselige Landschaft des Nordens. Als sie sich mir dann vor der Ankunft in ein Seengebiet zu verwandeln schien, begann ich, meine Ängste zu verlieren. Etwas Trautes traute sich mir zu öffnen.

Martin Loehr, den ich aus Münster kannte, holte mich am Bahnhof Zoo ab. Ich hatte die Nacht sitzend verbracht und war wie gerädert. Geld für einen Liegeplatz war mir nicht gegeben. Martin, der später für den Bundespräsidenten arbeitete, führte mich am Mittag zur Pfaueninsel aus. Mir stieß da eher die rötliche Pracht der alternen Natur als die sichtbarliche Teilung des Landes ins Auge. Ich verdrängte damals aus innerer Schwäche alles Historische gern. Hatte ich nicht schon in Münster zu Berg und Wasser im chinesischen Denken zu arbeiten begonnen? Konfuzius sinnend am Strom und Meng Zi reflektierend am Rinderhügel wollten mir visionär näherliegen als der tödliche Zank auf beiden Seiten der Mauer. Die Pfaueninsel wurde mir trotz aller deutschen Geschichte ob ihrer Schönheit zum Elysium. Bis heute führe ich chinesische Literaten dort spazieren, wie Bei Dao oder Zhai Yongming. Natürlich ist aus mir als einstigem Naturburschen über die Zeit ein kritischer Denker geworden, der die Historie nicht mehr scheut. Diese erlaubt inzwischen Nostalgie als moralischen Schritt. Damals war zwar nicht alles besser, wie Onkel Gerhard in der Kalandgasse nie zu verkünden müde wurde, doch die Vergangenheit, ob griechisch, römisch, christlich oder chinesisch, ist bis heute mein wesentlicher Halt. Ohne diesen wäre und bliebe ich hilflos.

Die Freie Universität Berlin galt damals als Hochburg der Studentenrevolte. Dieselbe begann am Tor des Ostasiatischen Seminars

in der Podbielskiallee 42. Dem Hörensagen nach war Rudolf G. Wagner der Rädelsführer. In der dortigen Villa, die einst der von uns Kindern so gefeierte Boxer Max Schmeling bewohnte, fand meine Anhörung statt. Der ehemalige Ballsaal war groß genug, um wie damals üblich Hinz und Kunz zu empfangen. Jeder konnte teilnehmen, es gab keinen Unterschied zwischen dem arbeitenden und dem studierten Volk, zwischen Mann und Frau, zwischen Alt und Jung. Das also sollte später der Schauplatz meines Wirkens werden. Mir gefiel die Stimmung, sie war offen, interessiert, kritisch und überraschenderweise entgegenkommend. Eigentlich rechnete ich mir keine Chance aus. Ich war und bin konservativ, vor mir saßen maoistische Rebellen. An der Tür prangte ein Aufruf zum Kampf gegen den Sozialfaschismus der Sowjetunion. An der weißen Wand warb wenig später ein Plakat über Jahre für die Berliner Punk-Band Pille Palle und die Ötterpötter.

Ich rechnete als braver Bürgersohn mit einer Vernichtung. Doch nur ein Student sprach sich gegen mich öffentlich aus, er würde von mir nichts lernen können. Das tat uns beiden sehr leid. Der Historiker Bodo Wiethoff war ein strenger Richter, der damalige Berufsrevolutionär Wagner ein strikter Denker und das Studentenvolk hegte uneinlösbare Träume von einem universitären Paradies auf Erden. Aber jeder half mir, ob der Studentenvertreter Alfons Esser, mit dem und seinesgleichen ich später oft am Nollendorfplatz um Pfennige Skat spielte, ob die Sekretärin Ingrid Kirst, die inmitten chaotischer Umtriebe eine beruhigende Ruhe bewahrte, ob der akademische Rat Klaus Stermann, der Deutsch wie Chinesisch druckreif sprach, mein Aufbruch schien nah. Doch es sollte zuvor eine zweite Anhörung geben. Alfons Esser erschien in der Bleibe von Martin Loehr und bat mich, zum Ort der Diskussion zurückzukehren. Da wurde es im kleinen Kreis heikel, denn Rudolf Wagner, der spätere Freund und ein baldiges akademisches Vorbild, hatte die von mir mitherausgegebene Festschrift für Alfred Hoffmann wegen bestimmter schmeichelhafter Formulierungen in der Würdigung zu Recht zum Anlaß genommen, um politisch nachzufragen. Dessen

Vergangenheit, die heute außer großem Verdacht steht, wurde zum Thema. Ich schwitzte, der Kelch sollte jedoch an mir vorübergehen.

Zu jener Zeit gab es nur Gerüchte, im Unterricht war Alfred Hoffmann ein Lehrmeister, in seinen Publikationen unbescholten, ja, wenn er denn publizierte, uneinholbar. Ich wurschtelte mich nach Wiener Art aus dem Sumpf der Fragen heraus. Beinahe wäre ich aus politischen und nicht aus wissenschaftlichen Gründen gescheitert. Erst später sollte ich dem Argwohn verschiedener Universitäten bei Bewerbungen tatsächlich zum Opfer fallen, aber nicht wegen des Doktorvaters, sondern auf Grund meiner Berliner Jahre. Da lautete dann in Trier und in Würzburg zum Beispiel das ablehnende Urteil, ich sei politisch untragbar. Wie frei doch die Freie Universität Berlin war. Sie entschied sich für einen konservativen, christlichen und in vielfacher Hinsicht ideologisch rückständigen Kandidaten. Und so begann ein unerwartetes, unerwartbares Leben. Ich lernte mit den letzten Wölfen zu heulen, um zu verstehen, was des Wolfes war. Der große Wagner ging mit seinen letzten Mappen der Rebellion die Weltrevolution spazieren tragen. Einer seiner Studenten sprach bald auf den Fluren des Ostasiatischen Seminars von der »Ontologisierung des Bösen«. Er imponierte mir. Der Tod raffte seine jungen Jahre nach einem ergebnislosen Krankenhausbesuch auf dem Heimweg hinweg. Und es sollten manche ähnlich folgen.

Man warnte mich: Gehe nicht nach Berlin, du verbaust dir deine Zukunft. Welche Zukunft denn? Es gab damals keine für jemanden wie mich. Bis in die 90er Jahre hinein hieß es von höchster Stelle, Sinologen brauche man nicht. Die blieben ewig arbeitslos. Folglich wurde der von der DDR überkommene Studiengang Übersetzen Chinesisch an der Humboldt Universität aufgelöst. Folglich verschwand ebenso bald das Seminar für Orientalische Sprachen von der Universität Bonn. An der Adenauerallee 102 erinnert heute noch ein Schild an seine einstige hundertjährige Existenz. Daß Sprechen, Übersetzen, Verstehen eines sind, wollte damals niemandem einleuchten. Heute zahlen wir dafür weltweit die Rechnung. Nicht nur in China.

Gehe nicht nach Berlin: Ein Kollege aus Bochum sagte seine »Berufung« kurz vor der meinen vorsorglich ab. Dergleichen konnte ich mir nicht leisten. Es war die einzige und nie mehr gebotene Chance. Der Bochumer Ökonom hatte mir noch von den Sommernächten an den Ufern der Spree vorgeschwärmt. Ich habe sie nie zu genießen gewagt, denn man hätte sich im Park von Schloß Charlottenburg einschließen lassen müssen. Ich war nicht rebellisch genug. Gleichwohl weckten seine Worte meine Sehnsüchte nach einem anderen Leben. Ich war mittlerweile bald 32, Vater zweier Kinder. Es hatte mich oft mit Ina aus Münster zu den Herrenhäusern in der Umgebung hinausgetrieben, auf die Wiesen und in die Wälder. Auch dies selige Stunden. Ina war durch die Juristerei abgesichert und damit eigentlich auch die gesamte Familie. Aber ich hing noch dem alten Ideal nach, ein Mann habe seine Sippe zu ernähren. Das Gehalt in Berlin war hoch, also verkaufte ich meine Seele? In Bochum wollte mich niemand halten. Alfred Hoffmann rief mich entsetzt an: Man müsse für mich an der Ruhr eine Stelle finden. Ja, das hätte er vor Zeiten machen können. Ich wäre ewig als Lektor in Bochum und als Familienvater in Münster geblieben. Das Leben hat es anders gewollt. Wem zum Schaden und wem zum Nutzen?

Und da dieses Leben noch währt und das manch anderer Zeitgenossen ebenfalls, stellt sich für den Fortgang meines Geschäftes die Frage, die mein Bruder Matthias aus Dinkelsbühl jüngst erhob. Ich wiederhole ihn und mich: Ob nicht jemand eines schönen Tages Anklage gegen meine Autobiographie einreichen werde? Ähnlich meinte Thomas Vieth aus Helsinki, ich sollte doch manch Privates in dem zweiten Band streichen. Eine Selbstdarstellung ist für mich jedoch keine Abrechnung mit anderen, sondern eine mit mir allein. Ich habe eher Verständnis für die Fehler der Mitmenschen als für meine eigenen. Wie dem auch sei, eine Autobiographie hat ganz natürlich den Einfluß der Wegbegleiter zu schildern, ohne den man in seinem Werdegang nicht zu denken ist. Sachlich, sine ira et studio will vielleicht nicht immer gelingen, aber soll darum das Wagnis aufgegeben werden, sich selbst im anderen auch nach fünfzig Jahren

wiederzufinden? Ina war wichtig, Barbara auch, jede auf ihre Weise. Heute gehe ich mit Barbara zum Grab von Simon und von den »Tanten«, nicht mit Ina. So sind wir eine stille Gemeinschaft, dankbar für Leben und Tod. Eines Tages werde ich auch auf dem Wiesesch die unbenannten Gräber meiner einstmals deutschen Schwiegereltern finden: Jopp und Toni, die mich nicht weniger als die beiden Schwestern auf der Goethestraße geprägt haben.

Bislang schrieb ich lediglich über Tote, wenn auch nicht unbedingt nach dem Prinzip »nihil nisi«. Sie werden sich nicht rächen, wenn ich zu ihnen komme und frage: Na, wie ist es denn im Todesreich, noch immer knatschig? Und sie werden vielleicht antworten: Nicht anders als auf dem Venusberg, erst üben wir den Streit und nach dem Spiel kommt die Versöhnung. In welchem Leben, nach welchem Sterben auch immer.

Es verliert sich alles in den Jahren. Das Persönliche ist das Historische. Es darf durch kein »de mortuis nihil nisi« getrübt werden. Wenn zum Beispiel Stevie Wonder in der Hitze des Wettkampfes den »Heiligen« unflätig beschimpft, weil dieser seinen Pflichten nicht nachkommt, aber beide singend als Sieger den Fußballplatz verlassen und sich daheim in der Badewanne von der jeweiligen Hausgöttin den Sekt reichen und sich sagen lassen: Du, mein Held, wie recht ich hatte, dich vom Venusberg in meine Heia zu bitten für eine vollendete fußballerische Nachkommenschaft, ja wenn, dann versteht doch niemand eine solche Nachgeschichte, der nicht die Vorgeschichte erahnen darf.

Wie soll man meine Traurigkeit einschätzen, wenn ich Ingo Schäfer zum Beispiel lediglich als Übersetzer feiere und für seine exzellenten Beiträge zu meinen Zeitschriften danke? Die Berliner Chinesisch-Lektorin Heidi Brexendorff entschuldigte ihn, der gleichsam 1985 mein Nachfolger in Dahlem wurde. Er habe so viel zu tun gehabt. Ja, ich hatte noch mehr zu tun mit seinen Anträgen etc. Sein Tod, kaum pensioniert, läßt mich ratlos. Nun hat er natürlich noch weniger Zeit, meine kommenden Veranstaltungen an der Spree zu besuchen. Vermutlich wird es in der Unterwelt entsprechend mehr

Arbeit geben. Bin ich zynisch? Nein, ich bin verzweifelt. Hätte er ein einziges Mal an einer Lesung oder an einem Vortrag nach 1989 teilgenommen, ich hätte eine schöne Erinnerung aus gut dreißig Jahren mit in meine Trauer betten können: Wieder ist einer vor mir gegangen, den ich in künftiger Zeit vermissen darf.